

Doerte Bischoff

VORTRAG

**Die jüdische Emigration und der Beginn einer
(trans-)nationalen Exilforschung: Walter A.
Berendsohn**

aus:

**Auch an der Universität – Über den Beginn von Entrechtung und Ver-
treibung vor 80 Jahren.** Reden der Zentralen Gedenkveranstaltung
der Universität Hamburg im Rahmen der Reihe „Hamburg erinnert
sich 2013“ am 8. April 2013

(Hamburger Universitätsreden Neue Folge 19.

Herausgeber: Der Präsident der Universität Hamburg)

S. 53–76

Hamburg University Press

Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg

Carl von Ossietzky

IMPRESSUM

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert.

Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten frei verfügbar (*open access*):

http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_HUR19_Universitaet

ISBN 978-3-943423-13-6 (gedruckte Ausgabe)

ISSN 0438-4822 (gedruckte Ausgabe)

Gestaltung: Olga Sukhina, Johannes Kranz, UHH Abt. 2

Produktion der gedruckten Ausgabe: Elbepartner, BuK! Breitschuh & Kock GmbH, Hamburg

© 2014 Hamburg University Press, Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, Deutschland
<http://hup.sub.uni-hamburg.de>

INHALT

- 7 VORWORT
- 11 BEGRÜSSUNG
des Vizepräsidenten der Universität
Holger Fischer
- 21 GRUSSWORT
der Senatorin für Wissenschaft und Forschung
Dorothee Stapelfeldt
- 27 VORTRAG
Rainer Nicolaysen:
Das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom
7. April 1933 und seine Umsetzung an der Hamburger Universität
- 53 VORTRAG
Doerte Bischoff:
Die jüdische Emigration und der Beginn einer (trans-)nationalen
Exilforschung: Walter A. Berendsohn
- 79 REDNERINNEN UND REDNER
- 81 GESAMTVERZEICHNIS DER BISHERIGEN HAMBURGER
UNIVERSITÄTSREDEN
- 88 IMPRESSUM

DOERTE BISCHOFF

**DIE JÜDISCHE EMIGRATION UND DER BEGINN
EINER (TRANS-)NATIONALEN EXILFORSCHUNG:
WALTER A. BERENDSOHN**

Die Geschichte, die Walter A. Berendsohn und die Universität Hamburg verbindet, gehört wahrscheinlich zu den unrühmlichsten, die es mit Blick auf die bald 100-jährige Geschichte dieser Universität zu erzählen gibt. Sie ist eine Geschichte der Infamie und Diffamierung, des Schweigens und Vergessens, der unterlassenen Gesten der Reue und der nicht wahrgenommenen Chancen der Wiederbegegnung. Vor allem ist es eine Geschichte, die geprägt ist von Diskontinuität und Brüchen. Dass sie hier heute trotzdem oder gerade deshalb exemplarisch erzählt werden soll und kann, verdankt sich zum einen dem unermüdlichen Bemühen Berendsohns selbst, der sich nicht zum Schweigen bringen ließ und der als Vertriebener und Exilant nach 1945 nicht davon abließ, Kontakt zu suchen, wovon viele Dokumente zeugen. Es verdankt sich aber auch einigen hartnäckigen Streitern gegen das Vergessen, vor allem dem Hamburger Künstler Arie Goral, der im Jahre 1984 zum hundertsten Geburtstag des 1933 entlassenen Hamburger Germanisten, den dieser beinahe noch erlebt hätte, eine Gedenkausstellung mit zahlreichen Dokumenten und Materialien, auf die auch ich im Folgenden hier und da zurückgreifen werden, veranstaltete.¹ Dass die an der Universität Hamburg seit den 1970er Jahren angesiedelte Forschungsstelle für deutschsprachige Exilliteratur, als deren Leiterin ich im Kontext dieser Gedenkveranstaltung sprechen darf, heute den offiziellen Namen „Walter A. Berendsohn Forschungsstelle“ trägt, geht ebenfalls auf Anregungen Gorals zurück,² die Vertreter der Universität aufgriffen und in einem Gedenkakt an diesem Ort im Januar 2001 umsetzten.

Kaum etwas könnte Diskontinuität und Bruch im Verhältnis zwischen der Universität und ihrem ehemaligen jüdischen Mitglied Berendsohn besser zum Ausdruck bringen als diese Namensgebung. Denn zwischen der Existenz der Exil-Forschungsstelle und ihrem nunmehrigen Namenspatron besteht gerade kein Kontinuitätsverhältnis: Berendsohn war weder ihr Begründer noch jemals ihr Leiter, er hätte es aber sein wollen – die Idee zu einer Einrichtung einer entsprechenden Institution hatte er schon in der Nachkriegszeit formuliert. Vor allem aber hätte er es sein können und sein sollen, war er doch derjenige, der noch unter den schwierigen Bedingungen des eigenen Exils den ersten systematischen Versuch unternahm, diejenige Literatur, deren Autoren und Autorinnen vor den Nationalsozialisten fliehen mussten, zu sammeln, zu kategorisieren und in Ansätzen auch literaturwissenschaftlich zu beschreiben. Zu Recht gilt er damit bis heute als „Nestor“ oder „Vater“ der Exilliteraturforschung,³ deren Institutionalisierung im Nachkriegsdeutschland freilich ebenso gründlich blockiert wurde wie Berendsohns fortgesetztes Bemühen, die Verbindung zu seiner alten Universität wieder anzuknüpfen und – möglicherweise – in seiner Heimatstadt Hamburg wieder Fuß zu fassen. Nach der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Berendsohn durch die Universität Stockholm, an der er in den 1950er und 1960er Jahren gelehrt hatte, im Jahre 1974 ernannte ihn 1982 auch die Hamburger Universität unter ihrem damaligen Präsidenten Peter Fischer-Appelt zum Ehrendoktor – die Verleihung im Jahr darauf konnte allerdings nicht in Hamburg stattfinden, weil der inzwischen fast hundertjährige Geehrte diese Reise, auf die er sich Jahrzehnte früher sicherlich mit Freude begeben hätte, nicht mehr antreten konnte.

Doch von Anfang an: Der gebürtige Hamburger aus assimiliertem jüdischen Elternhaus, der schon als Kind beide Eltern verloren hatte, absolvierte nach Abschluss der Realschule in

Wandsbek zunächst eine kaufmännische Lehre, bevor er 1905, nach Ableistung des Dienstjahres als „Einjährig-Freiwilliger“, nach Berlin ging, wo er das Abitur nachholte und ein Studium aufnahm, das er in Freiburg, München und Kiel fortsetzte. Dies alles, so ist zu vermuten, weitgehend aus eigener Kraft durch Unterricht und kleinere Publikationen in Zeitschriften – die Forschung beschreibt den jungen Berendsohn auch als einen jener jüdischen Studenten, die gezwungen waren, ihre Bildung buchstäblich zu erhungern.⁴ In Kiel wurde er 1912 über die Aphorismen Lichtenbergs promoviert, eine Themenwahl, die auf seine aufklärerisch-liberale Überzeugung verweist, die er bereits als aktives Mitglied der freistudentischen Bewegung entwickelt und vielfältig artikuliert hatte. Prägend für Berendsohn waren in diesen Jahren auch seine Teilnahme am Weltfriedenskongress 1908 in München, in deren Folge er zu einem erklärten Pazifisten wurde, sowie eine Reihe von Studentenreisen ins europäische Ausland, aber auch in die USA, die er zum Teil als Mitorganisator begleitete. In Artikeln, die er in dieser Zeit publizierte, beschreibt er emphatisch, dass der Wert solcher Reisen nicht nur die Kenntnis und Wertschätzung fremder Kulturen fördere, sondern auch das Verhältnis zur eigenen Kultur aus der distanzierteren, vergleichenden und umfassenderen Perspektive intensivieren könne.⁵

Der Erste Weltkrieg, in dem er an der Westfront eingesetzt wird, ist für Berendsohn denn auch, trotz seiner durch Dekorationen und Zeugnisse Vorgesetzter dokumentierten Einsatzbereitschaft und „Tapferkeit“,⁶ kein Katalysator nationalistischer Bekenntnisse wie für viele andere. Im Gegenteil: Nach 1918 – Berendsohn ist jetzt sogenannter wissenschaftlicher Hilfsarbeiter (heute würde man sagen: Mitarbeiter) am Germanischen Seminar der Hamburgischen Universität – ist er umso überzeugter Pazifist. Neben seiner akademischen Tätigkeit für seine humanistischen und republikanischen Ideale einzutreten, erschien

ihm ein wesentlicher Auftrag, dem er durch ein, den engeren Raum von Hochschule und Wissenschaft immer auch überschreitendes politisches, publizistisches Engagement sowie durch öffentliche Vorträge und Lehre in Bildungsinstitutionen wie der Volkshochschule nachkommen wollte. Er will gehört und verstanden werden, nicht aus persönlichem Geltungsbedürfnis, wie Weggefährten immer wieder betonen, sondern im Interesse der Sache, um die es ihm zu tun ist. Er wird Mitglied der Hamburger Freimaurerloge, Mitherausgeber der ihr nahestehenden Zeitschrift „Ethische Kultur“ und 1926 tritt er der SPD bei. Im selben Jahr wird er – sechs Jahre nach seiner Habilitation in Hamburg mit einer Arbeit über „Grundformen volkstümlicher Erzählerkunst in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ – zum außerplanmäßigen Professor ernannt. Er ist damit nicht nur einer der ersten Habilitierten dieser Universität, sondern in der Zwischenkriegszeit auch einer der wenigen sozialdemokratischen, ausdrücklich für aufklärerische und republikanische Ideen werbenden Professoren.

Ein Sonderfall ist er außerdem als jüdischer Germanist, der zwar bis 1933 keine planmäßige Professorenstelle bekleidete – was ihm nach 1945 noch einmal zum Verhängnis wurde –, der aber dennoch die Hamburger Germanistik in ihren Anfängen, und zwar sowohl das Seminar für Sprachgeschichte, an dem er wie seine ebenfalls jüdische Kollegin Agathe Lasch institutionell verankert war, als auch das literaturwissenschaftliche Schwesternseminar, in diesen Jahren prägte. Bemerkenswert ist, dass Berendsohn sich nicht nur auf sprachhistorische Studien und Sprachkurse beschränkte – so gab er beispielsweise regelmäßig Kurse für Schwedisch, eine Sprache, die er bereits während seiner kaufmännischen Tätigkeiten gelernt hatte –, vielmehr dokumentiert sich sein großes Interesse für skandinavische Gegenwartsliteratur, die in den folgenden Jahren immer wieder Gegenstand

seiner Forschungen wurde (er publizierte zu Selma Lagerlöf, Henrik Ibsen und Knut Hamsun), auch in seinen Lehrveranstaltungen. Dabei war mehr als deutlich, dass Berendsohn mit seiner Annäherung an nordische Traditionen und Literaturen kaum dem entsprach, was sich die Nationalsozialisten, die sich einen großgermanischen Mythos für ihre Zwecke zurechtzimmerten, darunter vorstellten. Zudem war natürlich sein Judentum, das für Berendsohn selbst bis dahin zumal in seiner wissenschaftlichen Arbeit kaum eine Rolle gespielt hatte, für die Ideologen einer „reinen“ nordischen Rasse ein Stein des Anstoßes. Am 11. und 12. April 1933 machte der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund, Hochschulgruppe Hamburg, Eingaben an den nationalsozialistischen Präses der Hochschulbehörde, in denen Berendsohn als einer von sechs Professoren der Hamburger Universität genannt wurde, die sich „als ganz besonders unerträglich für die Studentenschaft erwiesen hätten“.⁷

„Der Studentenschaft hat sich eine ausserordentliche Erregung ermächtigt, als sie aus den Vorlesungsankündigungen erfuher [sic!], dass auch weiterhin Leute als Lehrer deutscher Jugend auftreten sollen, die sich in der letzten Zeit durch ihre politische Tätigkeit entweder mit den marxistischen Volksfeinden verbündet haben, oder durch die Art ihrer Lehrtätigkeit in Verbindung mit ihrer Rassezugehörigkeit keinen Anspruch darauf machen können, weiterhin Hamburgs Lehrernachwuchs heranzuziehen.“⁸

Es sei „eine Schande“, so heißt es weiter, „dass ein Mann wie Berendsohn [...] ausgerechnet der einzige Lehrer für nordische Literatur ist“.⁹ Es ist bedrückend nachzuvollziehen, dass diese studentischen Forderungen und Drohungen von der Hochschulbehörde in keiner Weise zurückgewiesen, sondern im Gegenteil als offenbar willkommenes Argument benutzt wurden, Berendsohn nahezulegen, seine Lehre umgehend niederzulegen und ihn aus dem Amt zu drängen. Hierzu war mit dem kurz zuvor

verabschiedeten „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ die rechtliche Grundlage geschaffen worden. Allerdings hätte es durchaus die Möglichkeit gegeben, Berendsohn von den unmittelbaren beruflichen Konsequenzen zunächst zu verschonen, etwa unter Verweis auf seine „Verdienste“ als Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg, was zwei ehemalige militärische Vorgesetzte, die über Berendsohns Entlassung schockiert waren, in Briefen an den Senator tatsächlich versuchten.¹⁰ Ohne Erfolg – als Sozialist, Pazifist, Freimaurer, Jude und Germanist hatte Berendsohn den geballten Hass der Nationalsozialisten auf sich gezogen. Am 6. Juli 1933 erreicht ihn die Mitteilung seiner Entlassung – mit Wirkung vom 31. August des Jahres. Die Entziehung der Lehrbefugnis folgt noch im selben Monat. Das Dekanat ringt sich zu einer schriftlichen Bekundung des Bedauerns durch, Conrad Borchling, Lehrstuhlinhaber und Direktor des Germanischen Seminars, der Berendsohn bis dahin gefördert, seine Habilitation betreut und die Berufung auf die außerplanmäßige Professur unterstützt hatte, lässt den Mitarbeiter und Kollegen widerstandslos gehen – geschmeidig bemüht sich der gerade in die NSDAP eingetretene darum, die freigewordenen Stellen im Seminar mit Nachfolgern zu besetzen, deren Orientierung der „neuen Zeit“ entspricht.

Berendsohn selbst gab sich keiner Illusion über die Bedeutung und die Konsequenzen der Vorgänge in diesen Monaten hin. Bereits 1932 war er während eines Vortrags über Menschenrechte in Erfurt mit Stinkbomben beworfen worden,¹¹ seine Rede auf dem Lessing-Abend der Jüdischen Künstlerhilfe in Hamburg im Juni 1933 beginnt mit den Worten „Ob noch jüdische Professoren an deutschen Hochschulen werden wirken können, ist sehr fraglich geworden. Die meisten werden ins Ausland gehen müssen, um dort zu leben und zu lehren.“¹² Kaum einen Monat später ist Berendsohn bereits ins Exil „unter das däni-

sche Strohdach“ geflohen, wie es in einem berühmten Gedicht Brechts, der ebenfalls eine Zeitlang im dänischen Exil lebte, heißt. Die Hoffnung allerdings, an der Universität Kopenhagen nicht nur leben, sondern auch lehren zu können, erfüllte sich zunächst für Berendsohn nicht: In den folgenden Jahren war er darauf angewiesen, seinen Lebensunterhalt und den seiner Familie – seine nicht-jüdische Frau und die beiden Töchter waren mit ihm emigriert – durch Vortrags-, Publikations- und vereinzelte Lehrtätigkeit zu bestreiten – kein leichtes Unterfangen. Er selbst vergleicht seine Existenz in einem 1948 verfassten Lebensrückblick mit der eines „Landstreichers der etwas besseren Art, der sich bald hier bald dort [...] etwas zu arbeiten suchte“. An anderer Stelle bezeichnet er sich als „fahrenden Scholar“ und „Handelsreisenden mit Vorträgen“.¹³ Hier kam ihm seine Tendenz, sich in vielen gesellschaftlichen Foren zu bewegen und zu Wort zu melden, die ihm aus akademischer Perspektive gelegentlich als mangelnde Konzentration ausgelegt worden war, zugute. Doch die Vielfalt seiner Aktivitäten und seine Begabung als „Netzwerker“ (avant la lettre) ermöglichte ihm nicht nur das Überleben unter Bedingungen, in denen jeder institutionelle Halt weggebrochen war, sie ließen ihn auch zu einer wichtigen Referenz- und Integrationsfigur des Exils werden. Zahlreiche heute in 35 Teilnachlässe zersplitterte, an unterschiedlichen Orten archivierte Sammlungen seiner Hinterlassenschaften dokumentieren unermüdliche Kontakt-suche und Korrespondenzen, in denen er für Projekte gezielt warb – etwa für die Einrichtung eines politisch neutralen Emigrantenzentrums samt Bibliothek in Kopenhagen, später, nach 1945, dann auch für die Vergabe des Literaturnobelpreises an die Mit-Emigrantin Nelly Sachs (1966), als deren Entdecker er gilt, sowie des Friedensnobelpreises an Willy Brandt (1971), der ebenfalls im skandinavischen Exil politisch und publizistisch aktiv gewesen war.

Bereits in den 1930er Jahren engagierte sich Berendsohn einerseits dezidiert für die „Sammlung“ der nicht nur in Dänemark oder den anderen skandinavischen Ländern, sondern praktisch in der ganzen Welt zerstreuten Exilanten im Sinne einer Vernetzung der „aus Deutschland Gefallenen“ – um mit einem Buchtitel eines anderen Exilanten (Konrad Merz) zu sprechen¹⁴ – sowie im Sinne einer (kultur-)politischen Einigung der antifaschistischen Kräfte. Gleichzeitig aber betreibt er auf vielen Ebenen eine Annäherung an das Gastland. In kultureller Vielfalt, in der Erkenntnis des vielfältigen Zusammenhangs und Aufeinanderbezogeneins sowie im Austausch der Kulturen liegen für ihn zentrale Impulse zu einer Überwindung nationalistischer Verengung und Ausgrenzung.

In Vorträgen, Publikationen und in der Lehre spielt etwa der von Goethe geprägte Begriff der Weltliteratur als Bezugspunkt für jede ernstzunehmende literarische Produktion eine zentrale Rolle. „Die Geschichte der Weltliteratur“, die bislang ungeschrieben sei, beginnt eigentlich erst, so formuliert Berendsohn einmal, „wenn ein Werk die Grenzen des eigenen Landes und dann die der eigenen Sprache überschreitet. Es gilt die Aufmerksamkeit nicht auf die Entstehung, sondern auf die Nachwirkung der literarischen Werke einzustellen, soll eine wirkliche Geschichte der Weltliteratur entstehen.“¹⁵ Berendsohns Auseinandersetzung mit dem Konzept der Weltliteratur, die übrigens noch einer genaueren Erforschung harret, ist für eine aktuelle Annäherung an die historische Exilzeit besonders interessant, die danach fragt, inwiefern hier bereits Fragen und Begriffe entwickelt wurden, die auf heutige Diskussionen um Globalisierung und Transnationalität, in deren Horizont auch der Begriff der Weltliteratur eine neue Konjunktur erlebt, vorausweisen. So denke ich, dass sich Berendsohns emphatische Hinwendung zu diesem Begriff nicht nur mit einem Bedürfnis erklären lässt, in

Zeiten der Bedrohung des kulturellen Erbes mit Goethe an einen großen Repräsentanten einer deutschen Literatur anzuknüpfen, die über Deutschland hinaus wirksam war und die in der Welt für ein „anderes Deutschland“ stehen konnte.¹⁶ Ebenso deutlich scheint doch, dass hier ein Verständnis von Literatur formuliert wird, das ausdrücklich über die Vorstellung nationalkultureller Verwurzelung, Besonderheit und Repräsentanz hinausweist. Nicht das Nebeneinander nationaler Literaturen macht die Weltliteratur, so Berendsohn, diese entsteht erst durch Übersetzung und Verflechtung, die nicht statisch gedachte Grenzen von Nationalkulturen und ihren Literaturen, sondern stattdessen einen dynamischen Kulturtransfer erkennbar werden lassen. „Lebendig“, so eine wiederkehrende Beobachtung Berendsohns, ist eine Literatur nur dann, wenn sie im Austausch bleibt. Ein anderer Exilant, der große Philologe Erich Auerbach, hat in einem programmatischen Aufsatz über „Die Philologie der Weltliteratur“ 1952 die Notwendigkeit, sich mit diesem Begriff auf neue Weise zu beschäftigen, ausdrücklich mit seiner Erfahrung von Vertreibung und Exil in Verbindung gebracht: Dieses „praktische Seminar in Weltgeschichte“ habe den Gesichtskreis erweitert und zu mancher neuen Einsicht geführt, u. a. zu derjenigen, dass die Heimat des Philologen die Erde sei:

„[...] die Nation kann es nicht mehr sein. Gewiß ist noch immer das Kostbarste und Unentbehrlichste, was der Philologe ererbt, Sprache und Bildung seiner Nation; doch erst in der Trennung, in der Überwindung wird es wirksam. Wir müssen, unter veränderten Umständen, zurückkehren zu dem, was die vornationale mittelalterliche Bildung schon besaß: zu der Erkenntnis, daß der Geist nicht national ist.“¹⁷

Wie gezeigt, findet man bei Berendsohn ganz ähnliche Formulierungen wie diese, auf die aktuell wieder häufig Bezug ge-

nommen wird, fast wortgleich und z. T. bereits deutlich früher. Bemerkenswert ist dabei, dass er sein Verständnis von Weltliteratur nicht nur als Antwort auf Exilerfahrungen entwickelt, sondern dass in diesem Zusammenhang außerdem der Bezug auf sein Judentum und eine jüdische, transnationale Tradition eine wichtige Rolle spielt. Tatsächlich „entdeckt“ Berendsohn die Bedeutung des Judentums für sich selbst, seine Ideen und Arbeiten wie viele andere erst infolge der ausgrenzenden Fremdzuschreibung durch die Nationalsozialisten.¹⁸ Die Hinwendung zum Judentum bedeutet für ihn aber ausdrücklich weder eine Abwendung von der ihn prägenden deutschen Kultur und Gemeinschaft noch eine Identifikation mit jüdisch-nationalen Bestrebungen, wie sie sich im Zionismus artikulieren. Auf den Brief einer jüdischen Freundin, die der Meinung ist, die Juden hätten mit der deutschen Frage nichts (mehr) zu tun, sondern täten gut daran, sich von Deutschland abzuwenden und sich zu einer jüdischen Gemeinschaft zu bekennen, reagiert Berendsohn mit einer klaren Zurückweisung solcher Alternativentscheidung: „Zwischen den organisierten Juden und mir gibt es Gemeinsames, aber auch viel Differenzen, wofür Sie Verständnis haben sollten. Ich kann nicht in die Enge des orthodoxen Judentums zurück. Ich kann mich als ‚Germanist‘ und mit einer nicht-jüdischen Frau nicht als Zionist wichtig machen.“¹⁹ „Nein, wir Juden, diese Formel kann ich nicht brauchen.“²⁰

Für Berendsohn ist es zum einen die aufklärerische Idee der Judenemanzipation und der Möglichkeit einer Begegnung von Juden und Nicht-Juden unter dem Dach gemeinsamer Humanität, die er der radikalen Trennung von „Deutschen“ und „Juden“, welche die historischen Ereignisse zu fordern scheinen, entgegenstellt. In der schon zitierten Lessing-Rede, die Berendsohn kurz vor seiner Flucht aus Deutschland hielt und die er nachträglich mit dem Titel „Abschied von Deutschland“ versah, be-

schwört er noch einmal die Freundschaft zwischen Lessing und Moses Mendelssohn als zentrales Ereignis deutsch-jüdischer Kulturgeschichte, das nicht als illusionär preisgegeben oder vergessen werden sollte:

„Wir deutschen Juden können mit Fug und Recht stolz sein auf unseren Anteil am Aufbau deutscher Kultur seit Lessings Zeiten. Nie werden wir uns die Liebe zu ihr, die ein Stück unseres eigenen Wesens geworden ist, rauben lassen. So lange wir atmen, bleiben wir Bekenner jener Religion der Menschlichkeit, deren adelige Vorkämpfer Lessing und Mendelssohn waren. Aus ihr gewinnen wir Kraft auch in dieser Zeit.“²¹

Neben dem hier – durchaus kämpferisch – zum Ausdruck gebrachten Vertrauen in den aufklärerischen Toleranz- und Dialoggedanken, der ihn in den Augen von Zeitgenossen und Kritikern nicht selten als weltfremd erscheinen ließ, gibt es in Berendsohns Texten über Exil und Judentum aber noch eine andere Tendenz. Während er mit dem Erbe Lessings und Mendelssohns einen gemeinsamen geistigen Horizont entwirft, wird ihm der Bezug auf Heinrich Heine immer wieder Anlass, Gestalten und Phänomene der literarischen Tradition zu beschreiben, die sich gerade nicht einer homogenisierenden Idee von Kultur unterordnen lassen. 1935 erscheint in deutscher Sprache sein Buch „Der lebendige Heine im germanischen Norden“, „printed in Denmark“ im Det Schønbergske Forlag in Kopenhagen.²²

Es handelt sich um eine Rezeptionsstudie, die die Wirkung Heines in den skandinavischen Ländern untersucht. Ausdrücklich will Berendsohn das untersuchte Feld als „Ausschnitt aus der Geschichte der Weltliteratur, dem Werden des literarischen Gemeinguts der Kulturvölker“²³ verstanden wissen, denn was hier nachgezeichnet wird, ist die Geschichte der Übersetzungen, Referenzen, Kritiken, Adaptionen und Transformationen einer

über die nationalen Grenzen hinaus einflussreichen deutschen Literatur, die als solche bereits nicht nur einer kulturellen Überlieferung verpflichtet ist. Denn mit dem Exilanten Heine, der entscheidende Jahre seines dichterischen Schaffens in Frankreich verbrachte und der sich vor allem gegen Ende seines Lebens zunehmend jüdischen Motiven und Traditionen zuwandte, ohne doch den Anspruch, ein deutscher Schriftsteller zu sein, je aufzugeben, tritt bei Berendsohn eine Figur in den Fokus des Interesses, die exemplarisch für einen „Kulturdualismus“²⁴ einsteht, den Berendsohn auch für seine eigene Gegenwart als Gegenmodell zum zionistischen Bekenntnis beschreibt. Den Wunsch, „ganz Jude zu sein“, der mit einem zionistisch-nationalen Bekenntnis verknüpft wäre, sieht Berendsohn weder bei Heine noch bei sich selbst, vielmehr ist es gerade das nicht-Ausschließliche der Identifizierungen, das Berendsohn bei Heine fasziniert: „Obwohl Heine 25 Jahre seines Lebens in Paris gewohnt hat, obwohl niemand Deutschland so scharf mit seinem Spott gezeißelt [sic!] hat wie er, liebte er die deutsche Heimat, die deutsche Kultur, die deutsche Sprache wie wenige und tat weit mehr für den Ruhm Deutschlands als alle seine gehässigen Gegner zusammengenommen.“²⁵ Dass Heine als einer der ganz wenigen Lyriker „über die Grenzen ihrer Muttersprache hinaus in die Weltliteratur“²⁶ gewachsen sei, steht für Berendsohn nicht im Kontrast, sondern im unmittelbaren Zusammenhang mit dieser kritischen Distanz des Exilanten zu seiner Heimat wie auch mit seiner mehrfachen Loyalität mindestens gegenüber einem deutschen wie einem jüdischen Kulturerbe:

„Er dichtete ja in deutscher Sprache, die sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erstaunlich rasch und wundervoll reich entwickelt hatte. Aber selbst für seine eigentümliche Kunst der Sprachgestaltung gewann er viel aus seinem jüdischen Erbe. Denn um das Wort haben sich alle jüdischen Bemühungen durch zweieinhalb Jahrtausende hindurch gesammelt: die Aus-

legung der religiösen und ethischen Überlieferungen war ja überall, besonders aber im Elend des Ghettos die einzige Freude des geistigen Juden. So gewann Heinrich Heines geistige Anlage der deutschen Sprache neue Farben, Töne und Lichter ab, erfüllte die romantische Forderung der Ironie, ganz mit dem Gefühl am Leben beteiligt zu sein und doch darüber zu stehen und mit ihm zu spielen, bis zur Meisterschaft und brachte den Witz in tausend Formen in deutscher Sprache zur Blüte.“²⁷

Indem hier auf den Topos vom Judentum als „Volk des Buches“ angespielt wird, auf den Heine selbst immer wieder Bezug genommen hat,²⁸ wird eine Vorstellung von Kultur entwickelt, die von einem Blut-und-Boden-Essentialismus maximal weit entfernt ist. Nicht eine territoriale Verwurzelung, sondern die Mobilität des Eigenen – Heine hat in diesem Kontext auch vom „portativen Vaterland“ gesprochen – steht im Zentrum dieses Kulturbegriffs. Die kulturelle Aufgabe, so wird außerdem in der Beschreibung der produktiven Durchdringung deutscher und jüdischer Traditionselemente deutlich, besteht nicht darin, uralte Traditionen und Mythen als „wesenhaft“ für Volksdichtung oder Kulturnation in ihren gesetzten Grenzen weiterzuführen und zu bewahren. Vielmehr besteht sie gerade darin, Grenzen zu überschreiten und produktive Vermischungen – Hybridisierungen würde man mit den Begriffen neuerer Kulturtheorie dazu sagen – herbeizuführen. Die Bewegung zwischen den Kulturen ist Voraussetzung einer Beweglichkeit und Lebendigkeit (innerhalb) der Kulturen und umgekehrt. Und so erklärt Berendsohn die von ihm anhand einer Fülle von Rezeptionsdokumenten nachgewiesene Lebendigkeit Heines im germanischen Norden, also in den skandinavischen Ländern, die auch ihm Exil gewährt haben, vor allem darin, dass Heine hier immer auch als jüdischer Autor wahrgenommen worden war. Und damit auch als Erbe eines Volkes, dem die Welt die Bibel dankt, „das mächtigste Werk der Weltliteratur“.²⁹

So erscheint Heine vor dem Hintergrund seiner eigenen Exilgeschichte und seines „Kulturdualismus“ ebenso wie im Horizont seiner „nordischen“ Rezeption als „Jude, Deutscher, Europäer und Weltbürger“;³⁰ an der die Bedingungen und Möglichkeiten einer Entstehung von Weltliteratur besonders eindrucksvoll zu studieren sind. Heine steht hier – wie übrigens auch in manchen anderen Dokumenten des Exils – für ein Deutschtum, das nicht dekretiert und vereinnahmt werden kann, sondern das als geistige Aufgabe jenseits ausschließender Setzungen begriffen werden muss.³¹ Dies zu behaupten und zu befördern, ist Berendsohns Anliegen, „in einer Zeit, da man in Deutschland Verrat übt an der grossen Überlieferung deutscher Kultur, das Deutschtum nicht mehr als geistige Aufgabe betrachtet, an deren Lösung alle Menschen guten Willens mitwirken dürfen, z. B. auch deutschgewordene Polen, Franzosen, Ungaren oder Juden [...]“. Dieser Gedanke hat, das braucht kaum betont zu werden, nichts an Aktualität eingebüßt – heute stellen Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur von Autorinnen und Autoren mit Migrationshintergrund bzw. mehrfacher kultureller Zugehörigkeit einen signifikanten Anteil dar. In der germanistischen Forschung werden sie längst nicht mehr als Randerscheinung, sondern als zentrale Impulsgeber behandelt, die dazu veranlassen, Konzepte wie das der Nationalliteratur grundsätzlich zu hinterfragen. In Berendsohns Heine-Buch, das sei hier noch angemerkt, taucht sogar das kollektive „Wir Juden“ auf, das er an anderer Stelle ausdrücklich zurückweist. Hier jedoch bleibt es bezogen auf die lebendige Verschränkung von deutscher und jüdischer Tradition, deren Vielstimmigkeit es gerade im Exil zu erinnern gelte:

„In diesem Augenblick [so formuliert er eingangs, womit er den Bezug zwischen Thema und aktuell-politischem Schreibenanlass ausdrücklich herstellt, D. B.] ist es meine Pflicht als Emigrant, dem man Heimat und Vaterland, Lebens- und Arbeitskreis in

Hamburg (nach Düsseldorf der anderen Heine-Stadt) genommen hat, klar auszusprechen, dass wir Juden mit Fug und Recht stolz sind auf das grosse jüdische Erbe in Heines Wesen und Werk.“³²

Etwas später fährt er fort:

„Gegenwärtig herrschen in Deutschland die Anhänger des Rassenwahns. Die Denkmäler Heines werden entfernt, seine Bücher verbrannt und verboten, sein Name in den Bann getan, obwohl man in grober Unwissenheit manchmal seine Verse im Kampf verwendet.“³³

„Während Heine sich in seinem Werk schon längst ein unvergessliches Denkmal gesetzt hatte, brandete um jeden Stein, den man ihm zu Ehren errichten wollte, ein erbitterter Kampf.“³⁴

„Deutschland soll völlig gereinigt werden vom artfremden Einfluss, von jüdischer Vergiftung. Unter diesen Umständen ist es ungewöhnlich reizvoll die Frage aufzuwerfen, wie der germanische Norden sich zu Heinrich Heine verhalten hat und verhält.“³⁵

Dass der Reiz, gerade dies zu untersuchen, für Berendsohn insbesondere auch darin bestand, den Nationalsozialisten ihre nordische Kultur- und Rassenideologie aus der Hand zu schlagen, ist offenkundig. Als Resümee seiner Studie über den lebendigen Heine in den nordischen Kulturen konstatiert er: „Mit dem naturgegebenen Widerstand ‚der germanischen Rasse gegen die jüdische Art‘ ist es also nichts.“³⁶ Deutlicher konnte man die ethnonationalen Reinheitsphantasmen bezogen auf Sprache und Literatur, die sich schon im Aufruf zu den Bücherverbrennungen von 1933, von ihren Initiatoren als „Aktion wider den undeutschen Geist“ bezeichnet, auf ebenso brutale wie absurde Weise manifestierten, kaum zurückweisen.

In den von der Deutschen Studentenschaft im Vorfeld verbreiteten „12 Thesen über den undeutschen Geist“ war u. a. be-

hauptet worden, dass, weil Sprache und Schrifttum „im Volke“ wurzelten, Juden grundsätzlich nicht befähigt und legitimiert seien, deutsch zu schreiben:

„Der Jude kann nur jüdisch denken. Schreibt er deutsch, dann lügt er.“ „Wir fordern deshalb von der Zensur: Jüdische Werke erscheinen in hebräischer Sprache. Erscheinen sie in deutsch, sind sie als Übersetzung zu kennzeichnen. Schärfstes Einschreiten gegen den Mißbrauch der deutschen Schrift. Deutsche Schrift steht nur Deutschen zur Verfügung.“³⁷

Ein Jahr nachdem das Heine-Buch in Dänemark erschienen ist, wird Berendsohn, dessen Aktivitäten von den Machthabern in Deutschland aufmerksam verfolgt werden, die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt – ebenso wie seiner Familie. Automatisch mit diesem Akt verbunden ist auch die Aberkennung seiner Promotion von der Universität Kiel, die nach 1945 keineswegs automatisch rückgängig gemacht wurde – vielmehr bedurfte es dazu mehrerer Eingaben Berendsohns. Die Philosophische Fakultät der Universität Hamburg berief sich dann perfiderweise u. a. auf das Nichtvorhandensein des Dokortitels, als sie ihm die Wiedererlangung seiner *Venia legendi* verweigerte. Auch seinen Antrag, ihm „im Wege der Wiedergutmachung die Rechtsstellung eines planmässigen ausserordentlichen Professors und die sich daraus ergebenden Emeritenbezüge zuzuerkennen“, befürwortete sie nicht, sondern verwehrte ihm sogar, regelmäßig Gastvorträge an der Universität Hamburg zu halten.³⁸ Berendsohn war zum Zeitpunkt der Antragstellung 66 Jahre alt – es hätte sich ohnehin um eine zeitlich begrenzte und eher symbolische Anerkennung gehandelt.

Im Jahr 1940, als Dänemark unter deutsche Besatzung geriet, musste Berendsohn untertauchen, bis er 1943 in einer hochdramatischen Aktion per Ruderboot nach Schweden fliehen konnte.

Zurücklassen musste er zunächst auch ein Manuskript über die deutsche Emigrantenliteratur, das er 1938 abgeschlossen hatte, ohne dass es jedoch hätte gedruckt werden können. Zwar hatte der Zürcher Verleger Emil Oprecht, der auf manche Weise deutsche Emigranten unterstützte, die Publikation zugesagt, sofern genügend Subskriptionen vorab vorlägen. Tatsächlich gelang es Berendsohn, 650 Subskriptionen zuzusichern, doch dann begann der Krieg und die Publikation wurde gestoppt. Manuskript und Subskriptionslisten wurden von einem befreundeten Bildhauer in eine Statue eingegipst. Erst 1946 konnte das Manuskript unter dem Titel „Die Humanistische Front. Einführung in die Deutsche Emigranten-Literatur von 1933 bis zum Kriegsausbruch“ im Europa Verlag in Zürich erscheinen. Ein zweiter Teil über die Emigrantenliteratur seit 1939 fand im Restaurationsklima der Nachkriegszeit dreißig Jahre lang keinen Verleger und erschien erst 1976 im Wormser Verlag Georg Heintz.

Vor allem der erste Band der „Humanistischen Front“ dokumentiert Berendsohns erstaunliche Sammlertätigkeit unter den schwierigen Bedingungen des Exils, die er zugleich in detaillierter Darstellung von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Publikation, von Exilverlagen, -zeitschriften und Hilfsorganisationen für Schriftsteller beschreibt. In die systematisierende Reflexion der Unterschiede und Gemeinsamkeiten derjenigen „deutschen Literatur“, deren Autoren und Autorinnen in zahllose Länder zerstreut leben und schreiben, sind immer wieder „Bücherlisten“ eingefügt: Zeichen für das Bemühen, die verfernte, aus dem in Deutschland selbst propagierten Kanon ausgestoßene Literatur überhaupt erst einmal zu dokumentieren und dem drohenden Vergessen zu entreißen. Dieser Impuls prägte auch noch die dann erst in größerem Ausmaß in den 1970er Jahren einsetzende Exilforschung, die sich einer sogenannten „Grundforschung“ (also Sammlung und Bestandsaufnahme verstreuter Hinweise

und Dokumente) verpflichtet sah. Berendsohns Unternehmen ist das eines unmittelbar involvierten Betroffenen und Zeitzeugen, der gleichzeitig bemüht ist, in der kritisch-distanzierenden Beschreibung der im Exil entstehenden Literatur einen wissenschaftlichen Beitrag zur Analyse der Zeit zu leisten. Tatsächlich stellt sein zweibändiges Kompendium, so vorläufig und zeitgebunden es in manchem ist, eine wichtige Grundlage für alle folgenden Beschäftigungen mit der Exilliteratur dar. Sein Tenor, im Titel programmatisch formuliert, ist die Überzeugung, dass die außerhalb NS-Deutschlands entstehende Literatur das kulturelle Erbe einer deutschen Tradition bewahre und weitertrage, das an die humanistischen Leitbilder und Überzeugungen anknüpft, die deutsche Kultur zum Teil einer europäischen, ja einer Weltkultur machen. „Die Emigranteliteratur repräsentiert Deutschland in der Weltliteratur“, ist ein Kapitel ausdrücklich überschrieben.³⁹

Die Vorstellung einer nationalkulturellen Repräsentanz der Emigranten und der von ihnen verfassten Literatur lässt sich in vielen zeitgenössischen Dokumenten des Exils nachvollziehen: Bereits 1933 hatte Heinrich Mann in einem Artikel über die „Aufgaben der Emigration“ in der „Neuen Weltbühne“ „die Emigration“ als „Stimme ihres stumm gewordenen Volkes“ bezeichnet und das durch die Exilanten repräsentierte „beste Deutschland“ seiner nationalsozialistischen Verunglimpfung und Barbarisierung entgegengestellt.⁴⁰ Thomas Manns berühmter Ausspruch „wo ich bin, ist die deutsche Kultur“ dokumentiert einen ähnlichen Anspruch auf kulturelle Repräsentanz und Kontinuität eines nationalen Erbes.

Auch Thomas Mann hat in den 1930er Jahren immer wieder den Begriff des „Militanten Humanismus“ verwendet, der dazu aufruft, alte Ideale und Werte engagiert, mit der Waffe des Wortes, die auch Berendsohn in der Hand der Exildichter weiß, zu verteidigen. Auch der Begriff der Volksfront, der auf die Ein-

gungsbestrebungen der bürgerlichen und sozialistischen Kräfte im antifaschistischen Exil zielte, klingt in Berendsohns Titel „Die Humanistische Front“ mit. Bemerkenswert ist jedoch, dass Berendsohns Schrift nicht bei der für die Zeit und auch für die spätere antifaschistisch orientierte Exilforschung vielfach leitenden Vorstellung vom durch die Emigranten repräsentierten „anderen Deutschland“ stehenbleibt, sondern dass die Perspektive immer wieder ausdrücklich auf das Europäische bzw. auf die globale Perspektive einer Weltliteratur gerichtet ist. Wie in der Heine-Schrift ist für Berendsohn die Frage nach der internationalen Rezeption und Wertschätzung ein zentraler Gradmesser für Wert und Geltung deutschsprachiger Literatur seiner Zeit: der „Index translationum“ des Völkerbundes, aus dem ersichtlich ist, dass die innerhalb NS-Deutschlands entstehende Literatur so gut wie nicht über die engen Landesgrenzen hinaus beachtet wurde, während viele Texte aus dem Exil in andere Sprachen übersetzt werden, ist ihm ein zentraler Indikator, dass diese als lebendige Zeugnisse deutschsprachiger Kultur in andere Kulturen aufgenommen werden.⁴¹

Dass Berendsohns Schriften über Exilliteratur nicht ausschließlich mit dem „Gesicht nach Deutschland“ (Alfred Kantorowicz) geschrieben sind, dass sie vielmehr immer auch eine transnationale, globale Perspektive eröffnen, mag, wie sein Heine-Buch nahelegt, mit Berendsohns Judentum und der Einsicht in die Möglichkeit – vielleicht sogar Notwendigkeit – mehrfacher kultureller Loyalität und Orientierung zu tun haben. Dass er an dem Begriff „Emigrantenliteratur“ trotz vieler ihm bekannter Einwände dagegen festhält, ist in diesem Zusammenhang ebenfalls aufschlussreich: Die Grenzen zwischen Exil und Emigration sind für ihn vor allem mit Blick auf die Tatsache, dass der weitaus größte Teil der Flüchtlinge nicht nach Deutschland zurückkehrte, nicht klar zu ziehen. Die Zeitbegrenzung 1933 bis

1945, die bis heute in germanistischen Handbüchern zur Definition von Exilliteratur genannt wird, ist für ihn, wie er in seinen programmatischen Vorbemerkungen zu der von ihm maßgeblich mit initiierten ersten internationalen Tagung über deutsche Exilliteratur 1969 in Stockholm schreibt, „wissenschaftlich unhaltbar“.⁴² In der Vorstellung, dass die exilierten, in verschiedenen Ländern zerstreut lebenden Autoren auch nach 1945 weiterhin zu einer deutschen Kultur beitragen können (z. B. indem sie deutsch schreiben), dokumentiert sich ein diasporisches Bewusstsein, das für jüdische Autorinnen und Autoren in langer Tradition steht, für die deutsche Literatur aber eine bemerkenswerte Abkehr von territorialen und homogenisierenden Gemeinschafts- und Kulturentwürfen darstellt. In diesem Sinne ist es nur konsequent, dass die zentralen Impulse zur Erforschung der deutschsprachigen Exilliteratur nicht von Deutschland ausgingen: Die beiden von Berendsohn (mit)organisierten internationalen Tagungen in Stockholm und 1972 in Kopenhagen und die von ihm gegründete „Stockholmer Koordinationsstelle zur Erforschung der Deutschsprachigen Exilliteratur“ standen damals und stehen auch in der Erinnerung an sie für die spätestens mit der Zäsur von 1933 offensichtliche Herausforderung, deutsche Geschichte und Literatur nicht in räumlich und zeitlich begrenzten „Containern“ zu betrachten, sondern als vernetzte, über nationale Grenzen hinaus wirksame und bezogene.

Das vielstimmige und lebendige Weiter-Leben der Exilliteratur in der Gegenwart ist es, wenn man Berendsohns Überzeugungen ernstnimmt, was eine zeitgemäße Exilforschung auch heute interessieren sollte. Auch kann eine Exilliteraturforschung, wie er sie angestoßen hat, einen fruchtbaren Beitrag zu aktuellen Revisionen nationalphilologischer Begrenztheiten beitragen und Bezüge zwischen Migration, Globalisierung und Literatur beschreiben helfen. Das ist es, was der Namensgeber der

Hamburger Exil-Forschungsstelle, der bedauerlicherweise nicht ihr Gründer sein durfte, uns Heutigen mit auf den Weg gegeben hat. Mit unseren aktuellen Arbeitsschwerpunkten, die u. a. auf dem Verhältnis von Exil und Transnationalität oder auf jüdischen Traditionen (in) der Exilliteratur liegen, bemühen wir uns um sein Andenken und um die Bewahrung seines Erbes. Dieses Erbe Walter A. Berendsohns kann – in seinem eigenen Sinne – als überaus bewegliches, auch für die Gegenwart noch vielfach produktives begriffen werden. Der Erstarrung des Geistes in einer ethnonationalen Verwurzelungs- und Ausgrenzungsrhetorik, die sein eigenes Leben als exilierter Hamburger Germanist, der 1984 in Schweden starb, nachhaltig und gewaltsam prägte, setzt es kulturelle Dynamik und lebendige Austauschprozesse entgegen.

Anmerkungen

- 1 Walter A. Berendsohn 1884-1984. Chronik und Dokumentation. Zusammenstellung von Arie Goral. Hamburg 1984 [enthält zusammengebunden: Gedenkausstellung Walter A. Berendsohn 1884-1984 in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg. Manuskripte, Briefe und Fotos aus der Zeit vor 1933 und der Zeit des Exils. Dokumente des Widerstands; Pressespiegel zur Ausstellung zum 90. Geburtstag Berendsohns in der Stadtbibliothek Worms vom 17.5.-22.7.1974 sowie „Fall Berendsohn“ 1933 bis heute. Ein deutsch-jüdisches Syndrom. 2. erw. Aufl. Hamburg 1984].
- 2 Vgl. die Rede Arie Gorals anlässlich der Ausstellung zum 100. Geburtstag: Walter A. Berendsohn zum Gedenken. In: Auskunft. Mitteilungsblatt Hamburger Bibliotheken 4 (1984), S. 183-190, Zitat S. 189.
- 3 Vgl. Rainer Nicolaysen: Berendsohn, Walter A. In: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke, Bd. 3. Göttingen 2006, S. 37 f.
- 4 Vgl. Claudia von Mickwitz: Vom Emigranten zum Exilforscher. Germanistisches Wirken unter den spezifischen Bedingungen des schwedischen Exils. Frankfurt am Main 2010, S. 38.
- 5 Vgl. etwa Walter A. Berendsohn: Die Studienfahrt deutscher Studenten nach England im Sommer 1910. 2. Aufl. Kiel 1912, S. 3; ders.: Herbsttage in Stockholm. In: Der Kreis. Zeitschrift für künstlerische Kultur 3 (1926), H. 12, S. 551-557.
- 6 Vgl. die Brief-Faksimiles in: „Der Fall Berendsohn“ (wie Anm. 1) unpaginiert.
- 7 Alfred Engelken, Hochschulgruppenführer des NS-Studentenbundes, an Friedrich Ofterdinger, Präses der Hochschulbehörde, 11.4.1933; zit. nach Wolfgang Bachofer/Wolfgang Beck: Deutsche und Niederdeutsche Philologie. Das Germanische Seminar zwischen 1933 und 1945. In: Eckart Krause/Ludwig Huber/Holger Fischer (Hg.): Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933-1945. 3 Teile (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991, Teil 2, S. 641-703, Zitat S. 654.
- 8 Alfred Engelken an Friedrich Ofterdinger, 12.4.1933; zit. nach ebd.
- 9 Alfred Engelken an Friedrich Ofterdinger, 11.4.1933; zit. nach ebd. (Kopien der beiden Briefe vom 11. und 12. April 1933 in der Universität Hamburg, Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte).
- 10 Vgl. die Briefe des ehemaligen Majors F. Engel und des Generalmajors a. D. Stolz; Faksimiles in: „Der Fall Berendsohn“ (wie Anm. 1) unpaginiert.
- 11 Vgl. Walter A. Berendsohn: Weltbürger [autobiographisches Manuskript, ungedruckt, auf 1948 datierte Druckfahnen des Limes-Verlags], S. 13; ders.: Die huma-

- nistische Front. Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur. Erster Teil: Von 1933 bis zum Kriegsausbruch 1939. Zürich 1946, S. 13.
- 12 Zit. nach Goral: Gedenkausstellung (wie Anm. 1), S. 39.
- 13 Berendsohn: Weltbürger (wie Anm. 11), S. 15.
- 14 Vgl. Konrad Merz: Ein Mensch fällt aus Deutschland. Amsterdam 1936.
- 15 Walter A. Berendsohn: Martin Andersen Nexös Weg in die Weltliteratur. Einleitung („Die ungeschriebene Geschichte der Weltliteratur“). Zit. nach: Zweifache Vertreibung. Erinnerungen an Walter A. Berendsohn. In Verbindung mit Jakob Hessing und Helmut Müssener hg. von Hermann Zabel. Essen 2000, S. 57.
- 16 Vgl. Berendsohn: Die humanistische Front (wie Anm. 11); vgl. zu dieser zentralen Vorstellung im Exil auch Thomas Koebner: Das „andere Deutschland“. Zur Nationalcharakteristik im Exil. In: Ders.: Unbehauste. Zur deutschen Literatur in der Weimarer Republik, im Exil und in der Nachkriegszeit. München 1992, S. 197-219; Carsten Jakobi: Das „andere Deutschland“ – alternativer Patriotismus in der deutschen Exilliteratur und im Nationaldiskurs des 18. Jahrhunderts. In: Ders.: Exterritorialität. Landlosigkeit in der deutschsprachigen Literatur. München 2006, S. 155-178.
- 17 Erich Auerbach: Philologie der Weltliteratur. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie. Bern/München 1967, S. 301-310, Zitat S. 310.
- 18 Vgl. Helmut Müssener: „Mein Herz aber gehört Israel.“ Zu Leben und Werk Walter Arthur Berendsohns. In: Stimmen aus Jerusalem. Zur deutschen Sprache und Literatur in Palästina/Israel. Hg. von Hermann Zabel. Berlin 2006, S. 228-247, hier S. 232.
- 19 Zit. nach Goral: Gedenkausstellung (wie Anm. 1), S. 69 [Brief an ungenannte Adressatin vom 8.5.1944].
- 20 Ebd., S. 70.
- 21 Ebd., S. 45. Auch abgedruckt in Zabel: Stimmen aus Jerusalem (wie Anm. 18), S. 14.
- 22 Walter A. Berendsohn: Der lebendige Heine im germanischen Norden. Kopenhagen 1935.
- 23 Ebd., erster Satz und Titel des II. Kapitels.
- 24 Ebd., S. 14.
- 25 Ebd., S. 19.
- 26 Ebd., S. 18.
- 27 Ebd., S. 17.
- 28 Vgl. Andreas Kilcher: „Volk des Buches“. Zur kulturpolitischen Aktualisierung eines alten Topos in der jüdischen Moderne. In: Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur 2 (2009), S. 43-58.

- 29 Berendsohn: *Der lebendige Heine* (wie Anm. 22), S. 14.
- 30 So der Titel des ersten Kapitels.
- 31 Vgl. zur Bedeutung der Heine-Rezeption im Exil Ariane Neuhaus-Koch: „Heine hat alle Stadien der Emigration mit uns geteilt“. In: *Aufklärung und Skepsis. Internationaler Heine-Kongreß 1997 zum 200. Geburtstag*. Hg. von Joseph A. Kruse u. a. Stuttgart/Weimar 1999, S. 649-665; Doerte Bischoff/Susanne Komfort-Hein: *Vom „anderen Deutschland“ zur Transnationalität. Diskurse des Nationalen in Exilliteratur und Exilforschung*. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 30* (2012): *Exilforschungen im historischen Prozess*, S. 242-273, hier bes. S. 243-251.
- 32 Berendsohn: *Der lebendige Heine* (wie Anm. 22), S. 13.
- 33 Ebd., S. 21.
- 34 Ebd., S. 20.
- 35 Ebd., S. 21.
- 36 Ebd., S. 22.
- 37 Zit. nach Joseph Wulf: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich*. Reinbek bei Hamburg 1966, S. 44 f.
- 38 Vgl. Goral: „Der Fall Berendsohn“ (wie Anm. 1).
- 39 Berendsohn: *Die humanistische Front* (wie Anm. 11), S. 153.
- 40 Heinrich Mann: *Aufgaben der Emigration*. In: *Deutsche Literatur im Exil 1933-1945*, Bd. I: *Dokumente*. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. Frankfurt am Main 1974, S. 3-8, Zitat S. 8.
- 41 Berendsohn: *Die humanistische Front* (wie Anm. 11), S. 161 f.
- 42 Walter A. Berendsohn: *Deutsche Literatur der Flüchtlinge aus dem Dritten Reich. Probleme und Aufgaben*. Zit. nach Goral: *Gedenkausstellung* (wie Anm. 1), S. 79-89, Zitat S. 83.

